. Jahrgang. No. 10.

Rheinische Geschichtsblätter.

[Z]eitschrift für Geschichte, Sprache und Altertümer des Mittel- und Niederrheins.

Motto: „Mein Herz ist am Rhein."

[B]onn, 1. Feb. 1895. Jährlich 12 Nummern 4 Mk. [eine Nummer 50 Pfg.]

[G]eschichte und Volkskunde (Sprache).

[1)] Eine rheinische Kleinstadt vor 60 bis 70 Jahren.

Von Kammerpräsident a. D. Karl Schorn, Bonn.

Unsere sozialen, kulturellen und politischen Verhältnisse [h]aben in unserm Jahrhundert solch' grossartige Aenderungen [u]nd Fortschritte erfahren, dass es sich wohl verlohnt, unsern [j]üngern Geschlechtern die grossen Vorzüge im materiellen wie [g]eistigen Leben zum Bewusstsein zu bringen, die sie vor ihren [E]ltern und Grosseltern voraushaben, und zwar meist ohne ihr [e]igenes Zuthun! Man kann an der Hand der Geschichte [o]hne Uebertreibung behaupten, dass weder im Altertum, [n]och im Mittelalter, abgesehen von Welteroberungen und [V]ölkerkriegen, irgend ein Jahrhundert solche Erfolge auf dem [G]ebiete der Technik, der Chemie, der Gewerbe und des Handels, [s]owie der allgemeinen Volksbildung und Wohlhabenheit für [E]uropa gebracht hat, als das unsrige. Am auffälligsten haben [si]ch diese Entwicklungen und Fortschritte in unserm, von [d]er Natur so reich gesegneten schönen Rheinland gezeigt, [d]ank seiner Verkehrsader, dem Strome, und dank seiner [u]nterirdischen Schätze; und wenn man sich vergegenwärtigt, [w]ie es bei uns vor einem starken Lebensalter aussah, so muss [m]an über die Geisteskraft staunen, welche so grosse Fort-

schritte zu Wege gebracht hat. Möge das Bild einer rhei-
nischen Kleinstadt aus dem 3. bis 4. Jahrzehnt unsers Jahr-
hunderts, wie es mehr oder weniger auf alle damaligen Klein-
städte in ähnlichen Verhältnissen passt, solches veranschaulichen.

Wir denken uns eine Stadt von etwa 4000 Einwohnern, die
noch an schönen Erinnerungen einer frühern Zeit zehren, wo die
Stadt eine freie Reichsstadt war, ohne Militairzwang und Steuer-
druck, und sich innerhalb ihrer noch teilweise erhaltenen Umfas-
sungsmauern noch der Ueberreste eines hochadligen Damenstiftes
erfreuen durfte. Ausser den erwähnten Mauerresten existieren
noch Ueberbleibsel früherer Stadtthore und Verteidigungstürme,
welche der Stadt mit einer im Innern erhaltenen Burg, mit
zahlreichen Kirchtürmen ein stattliches Ansehen geben. In
den ehemaligen meist noch erhaltenen Festungsgräben weiden
auf üppigem Grase Kühe und Ziegen; denn die Stadt und ihre
Bewohner haben noch ländlichen Anstrich und ländliche Sitten.
In den meisten auch wohlhabenderen Familien fehlt weder die
milchgebende Kuh, noch das jährliche Mastschwein im Stalle.
Kuh- wie Schweineheerde wird von einem städtischen Kuh-
bezw. Schweinehirten während des Sommers auf die nahe-
liegende Gemeindeweide getrieben und erfreut die Jugend
bei ihrer abendlichen frohen Heimkehr in die Stadt. Die
Strassen tragen, wie sich leicht erklären lässt, die wenig er-
baulichen Spuren dieser Tierwelt und ein tägliches Kehren
und Reinhalten derselben gehört in den Bereich frommer
Wünsche.

Von einer Beleuchtung der Strassen war damals in allen
kleinern Städten gar keine Rede, um so weniger, als man
zu diesem Zwecke nur das teure Oel und schwierig zu be-
handelnde Lampen zu verwenden hatte. Man brauchte zwar
damals schon innerhalb der Wohnungen Talglichter, doch
galten sie schon mehr als Luxus, und in den meisten bürger-
lichen Haushaltungen war die einfache, fusshohe, mit einem
Oelkasten und Dochtarme versehene, blanke Zinn- oder Messing-
lampe das gewöhnliche Beleuchtungsmittel. Auf dem Lande
in der Bauernstube war der billige selbstgefertigte Kienspan
in Gebrauch; ja man konnte denselben noch in den sechsziger
Jahren bei wohlhabenden Bauern im Schwarzwald sehen.
Mittelst einer Schneidemaschiene wurden aus trockenem Kien-
oder Kiefernholz Späne von etwa 1 1/2 Meter Länge, 3 Centimeter

Breite und $^1/_2$ Centimeter Dicke geschnitten, sodann mit einem Ende in wagerechter Lage an einen in der Mitte des Zimmers herabhängenden, verschiebbaren und verstellbaren Eisenhaken befestigt und an dem äusseren freien Ende angezündet. In langsamer Einzehrung brannte ein solcher Span fast eine halbe Stunde lang, um dann wieder durch einen neuen ersetzt zu werden. Ein Vorrat solcher Späne lag neben dem Herd, und der sich im Verlauf einiger Stunden entwickelnde Rauch schmerzte Augen und Lungen und überzog die Wände mit glänzendem Dunkel.

Eine Strassenbeleuchtung begann in den Kleinstädten erst anfangs der dreissiger Jahre. Der ehrsame Bürger trug abends seine Hand- oder Taschenlaterne mit sich ins Kasino oder wo er sonst der Unterhaltung wegen hinging. Wenn Frauen besserer Stände eine Abendgesellschaft besuchen wollten, liessen sie sich über das schlechte holperige Strassenpflaster durch das Dienstmädchen hinüber geleiten, welches eine grosse Traglaterne mit fünf oder mehr Scheiben in der Hand voranschritt. Eine schwierige und beim Fehlen chemischer Kenntnisse sehr unbeholfene Arbeit war damals das Feuermachen. In einem mit verkohlter Leinwand, als Zunder, angefüllten kleinen Holzkasten wurde mit den aus Stahl und Stein herabgeschlagenen Funken so lange hineingearbeitet, bis ein Funke den Zunder erglühen machte; dann berührte man diese Glühstelle mit einem Schwefelspan und blies so lange hinein, bis dieser Span eine Flamme hervorbrachte. Dies Feuermachen mittelst Stahl, Stein und Zündschwamm, war denn auch die alltägliche Sitte für das Anzünden der langen Philister-Pfeife, mit welcher der behäbige Pfahlbürger, die Zipfelmütze auf dem Kopf, vor seiner Hausthür stand oder sass, um mit dem Nachbar oder den Vorübergehenden hochpolitische Stadtgespräche zu führen.

In den kleinern Städten gab es damals höchstens ein bescheidenes Wochenblättchen, welches zweimal wöchentlich in dürftigster Form auf schlechtem Papier erschien. Selbst in grössern Städten gab es kaum täglich erscheinende Zeitungen, und wenn man bedenkt, dass man Nachrichten nicht schneller erhalten konnte, als durch Postverbindung, und dass deren Vermittlung auf grössere Entfernungen meist wochen-, oft monatelang dauerte, so kann man sich vorstellen, wie spärlich

man Neuigkeiten hörte von dem, was ausserhalb des Stadtgebietes vor sich ging.

In unserer Kleinstadt ging in den zwanziger Jahren nur zweimal wöchentlich ein Postwagen mit vier bis sechs Sitzen, für Personen-, Brief- und Paketbeförderung zu der, sagen wir, 7 Stunden entfernten Regierungs-Hauptstadt, um dann von dort erst andern Tags nach gleicher mühseliger und langer Fahrt zurückzukehren. Die Landstrassen befanden sich in sehr traurigem Zustande, und nichts Aussergewöhnliches waren die sogenannten *Knüppeldämme*, d. h. durch Auflegen von Reisig und Knütteln einigermassen fahrbar gemachte Strassenstrecken, auf welchen der Wagen zum Schrecken der Insassen in bedenklichem Hin- und Herschaukeln schwankte. Im Laufe der zwanziger Jahre gingen dann allmälig tägliche Personen- und Briefposten, und erst zu Anfang der dreissiger Jahre machten die eingeführten vierspännigen, vom Sattel gefahrenen oft neunsitzigen Schnellposten als rasches Beförderungsmittel gerechtes Aufsehen. Solche Schnellposten, zu denen man sich tagelang vorher einen Platz zu verschaffen hatte, fuhren namentlich rheinaufwärts. Vor Erscheinen der Dampfschiffe gab es eine andere Reisegelegenheit für die Sommermonate, mittelst kleiner hübsch eingerichteter Kajüten- oder Personenschiffe, welche, von vier Pferden vom Leinpfad aus im Trab gezogen, den Weg von Köln bis Frankfurt mit Uebernachtungen unterwegs in 2 bis 3 Tagen zurücklegten und ebenfalls von Kleinstädtern mit grossem Behagen benutzt wurden, namentlich zum Besuch der berühmten Frankfurter Messe. Gab es doch nach Vollendung einer solchen beträchtlichen Rheinreise in der kleinen Heimat viel von Land und Leuten, von Erlebnissen und Reiseabenteuern zu erzählen.

Beim Mangel jedes öffentlichen Fuhrwerks, mit Ausnahme der genannten Posten und seltenen Extraposten, blieb der vornehmeren Welt bei Wintergesellschaften und Bällen nichts übrig, als sich mit den nötigen Umhüllungen und Schuhwerkzeugen zu Fuss durch Schnee und Regen durchzuarbeiten. Dass es dabei an komischen Vorkommnissen nicht fehlte, war klar. Manches Mal kamen die nächtlich heimkehrenden Herren-Karawanen mit der heiligen Hermandad in Gestalt des einzigen städtischen Nachtwächters in Berührung, dessen würdevolles Amt es war, mit altertümlichem Helm und Helle-

barde, mit Horn und Laterne über die Ruhe der Stadt und deren Bewohner zu wachen. Ein solcher Nachtwächter früherer Zeit, welcher allstündlich seinen Partouillengang abmachte und dabei an den Strassenkreuzungen sein Horn und seinen eintönigen Gesang erschallen liess, hatte etwas so Eigentümliches und Charakteristisches, dass sein späteres Verschwinden von manchem an Schlaflosigkeit leidenden Stadtbürger schmerzlich vermisst wurde; hatten doch seine, die jedesmalige Nachtstunde und die Ruhe der Stadt verkündenden Verse, und namentlich deren fromme Schlussworte:

„Lobet Gott den Herren!“

etwas überaus Wohlthuendes.

Ausser dem Nachtwächter hatte man zur Verkündung von Feuersgefahr auf hohem weitschauenden Kirchturm einen Turmwächter oder Bläser, welcher zum Beweise seiner Wachsamkeit zu jeder Stunde nach jeder der vier Himmelsrichtungen sein Horn erschallen liess und im Falle eines Brandes die sogenannte ‚Brandglocke‘ zu ziehen, und nach der Richtung der Brandstätte hin eine Laterne auszuhängen hatte.

Auch die Kleidertrachten der damaligen Zeit zeigten noch Anklänge an die Trachten des vorigen Jahrhunderts; denn es gab unter den älteren Leuten noch einzelne Männer mit der Zopfperücke, mit gepuderten Haaren, mit Kniehosen und Stulpstiefeln; den goldbeknopften Rohrstock, die goldene, silberne oder elfenbeinerne Tabaksdose und das weisse Spitzenhalstuch nicht zu vergessen. Die geringeren Stände dagegen zeichneten sich durch grosse Schlichtheit und Einfachheit in der Kleidung aus und legten nicht ohne Würde durch ihr äusseres Erscheinen Zeugnis ab von dem heute ganz verschwundenen Bewusstsein der Standesunterschiede. Hemden von selbstgesponnener, grober Leinwand, Röcke und Hosen aus unverwüstlichem, mehrere Geschlechter aushaltenden und von einheimischen Tuchwebern gefertigten Tuch bei Männern, — schlichte dunklere Tuchkleider mit Hauben bei den Frauen — bildeten den Sonntagsputz der Handwerker; an Wochentagen trugen die Bürgersfrauen zu ihren Ausgängen und Kirchgängen über den schlichten Hauskleidern den jetzt noch bei Maskeraden gebräuchlichen bunt-kattunenen Kapuz-Mantel, bei feierlichen Begräbnissen im Gefolge des Leichenzuges aber die sogenannte ‚Faille‘, eine über Kopf und Schulter lang herab-

fallende Hülle von schwarzer Seide, bezw. schwarzem Wollstoffe, welche nach Art der spanischen Mantilla etwas ungemein Würdevolles und Kleidsames darbot.

Was nun die politische Stimmung in den rheinischen Klein- und Grossstädten betraf, so war diese eine wenig erfreuliche; meist unter der milden Herrschaft des Krummstabes, von Steuer- und Militairzwang frei, gross geworden, konnte sich der Bürger in das hereinfluthende stramme preussische Regiment nicht finden, und sah sich getäuscht in seiner Hoffnung auf die neuen Verfassungen, welche nach den blutig errungenen Siegen der Freiheitskriege von den verbündeten Monarchen den Völkern verheissen worden waren. Das Metternich'sche Unterdrückungs-System aller, auch der unschuldigsten Freiheitsbestrebungen, namentlich die in Folge der unseligen Ermordung des russischen Staatsrats v. Kotzebue durch den ehemaligen Studenten Sand, ins Werk gesetzte sogenannte Demagogen-Verfolgung lagerte sich wie ein drückender Alp auf der gebildeten Männerwelt, und brachte auch manchen hoffungsvollen Sohn der Kleinstadt auf die Feste Magdeburg, um darauf erst nach Abschluss der französischen Juli-Revolution um die Mitte der dreissiger Jahre unter dem Jubel-Geleite freiheitsliebender Freunde wieder befreit zu werden.

‚Tempora mutantur' . . .

Das Martinsfeuer in der Eifel und am Niederrhein.

Von **Hubert Gierlichs.**

In der Eifel ist es noch allenthalben bei den Schulknaben Sitte, am Vorabende von St. Martin das sogenannte ‚Märtesfüür' zu stochen. Schon Wochen vorher haben die Jungens sich auf diese Feier gefreut und ihre Vorbereitungen getroffen. Zunächst gilt es, für eine schöne Fackel zu sorgen. Dazu gehört nun vor allem eine schlanke Bohnenstange, welche des Knaben kundiger Blick schon während des Sommers im Bohnenfelde entdeckt. Diese Stange wird von unten bis oben ziemlich dicht mit Stroh verpackt, und dieses Stroh an mehreren Stellen mit einem Strohband umbunden. Um diese Fackel tragen zu können, lässt man am untern Ende der Stange einen Raum von einem Meter frei. Nach langem Harren bricht dann endlich

er ersehnte Abend an. Nach Schluss der Schule versammeln ich die kleinen Feuerwerker auf einem freien Platze und iehen von da aus durch den Ort, um sich das nötige Feuerungs- aterial, hauptsächlich Stroh zu erbitten. Dabei singen sie olgendes, vom tiefen Gemüte des Eifelbewohners zeugende iedchen:

Dire, dire löötche,
gev mir e kleen schöövche,
en grûes büsch,
dat et ose[1]) Herregot net verdrüüßt,
dat der wonk[2]) net 'njagt,
dat der hagel net 'nschlagt,
dat oses Herregots blöümchen
op der hede[3]) net verkaalt.[4])

Ist der eine oder andere Bauer etwas knickerig mit em Stroh, so halten es die kleinen Burschen durchaus für eine Sünde, ihren Strohvorrat zum Nachteile des Geizigen u vergrössern. Schwer beladen zieht endlich die Jugend auf inen nahe gelegenen Berg. Hier wird das Feuer angezündet. Während einige Knaben des Feuers warten, ziehen die andern nit ihren brennenden Fackeln jauchzend um den Berg herum. Zum Schlusse versammelt sich wieder alles beim Feuer, welches nit dem letzten Stroh noch einmal zu himmelhoher Flamme ngefacht wird. Ist die Flamme erloschen, so ziehen die Knaben heimwärts. Kurz vor dem Orte wird von dem Reste ler Fackeln noch ein kleines Feuer angezündet, und dann ucht jeder den heimatlichen Herd auf. Zuhause angekommen, inden die Feuerwerker leckere Reibkuchen auf dem Tische, ei deren Vertilgung die kräftigen Eifeler Jungen eine wahre Virtuosität an den Tag legen.

Es gewährt einen prachtvollen Anblick, wenn man am Martinsabende seine Schritte ins Freie lenkt. Still ruht die Erde von den Fittigen der Nacht bedeckt. Nah und fern sieht

---

[1]) Das ,o' in ,ose' ist kurz. [2]) oder Wenk, Wönk: Wind.) Heide. [4]) erfriert. — ,schöövche' ist ein kleines Bund Stroh, vorin das Stroh wohl geordnet ist; die Strohbündel, mit welchen las Dach gedeckt wird, sind so beschaffen und heissen ,schoov'; las oberflächlich zusammengebundene Stroh wird einfach ,büsch' der auch ,büüsch' genannt.

man die Umrisse der tausendjährigen, sagenumwobenen Berg
Da plötzlich erhellt sich das Dunkel, allüberall schlagen di
Flammen der Martinsfeuer zum Sternenhimmel empor, un
jauchzt von der Fackeln tragenden Jugend.

In ähnlicher Weise, wie oben geschildert, wird das Ma
tinsfeuer auch in vielen Orten am Niederrhein ‚gestocht‘, nu
haben die Knaben hier Papierfackeln, oder ausgehöhlte Rübe
vertreten deren Stelle. Die Liedchen, welche dabei gesunge
werden, sind zum Teil sehr realistischer Natur. So singen di
Knaben in der Gegend von *M.-Gladbach*:

Zenk Määrten, zenk Määrten,
de äppel on bîere send geêten,
ene bokketskook, ene eierkook,
dat deet dem dekke Zenkmäärten gôut.

In der Gegend von *Rheindahlen* singt man folgenden Vers

Zenk Määrten, zenk Määrten,
de äppel on bîere send jeêten,
körv on mange send verbrank,
dat stüvt door et janze Jülikerlank.

In der Gegend von *Neuss* und *M.-Gladbach* werde
diejenigen, deren Freigebigkeit bei dem Rundgange de
Knaben sich nicht in dem erwünschten Lichte zeigt, m
folgendem Liedchen bedacht:

Dat huus, dat stêit op enem pen,
de jizhals, de setz medden dren.

Wie aus einem der vorerwähnten Liedchen hervorgeh
spielt am Niederrheine der Buchweizenkuchen die Hauptroll

Eine eigentümliche Sitte herrscht noch in *Neuwerk* b
M.-Gladbach. Hier zünden auch die Junggesellen der ei
zelnen Honschaften ein Martinsfeuer an. Ehe ich jedoch zu
Schilderung desselben übergehe, muss ich noch eines ander
Gebrauches gedenken. Drei Wochen vor der Frühkirmes, de
sogenannten Prunk, schiesst die Junggesellenbruderschaft de
Königsvogel ab. Wer den Vogel herunterholt, wird bekanntlic
König. Der neue König wird nun in Neuwerk auf eine äusser
merkwürdige Weise geehrt. Sofort nach dem glückliche
Schusse fallen nämlich die übrigen Junggesellen über ihr
neue Majestät her und reissen dieselbe ganz unbarmherzig b
den Haaren. Wehe dem Aermsten, der seine Mähne zu lan
werden liess! Wer sich daher im gegründeten Verdachte ha

ach der Königswürde lüstern zu sein, lässt sich vorher die ierde seines Hauptes so kurz wie möglich scheeren.

Die Aufgabe des Königs ist es nun mit den ihm beige- ebenen Gehilfen: Brudermeistern, Offizieren, Fahnenschützen . a. die kommenden Kirmesfeierlichkeiten vorzubereiten und ei denselben für Ruhe und Ordnung zu sorgen. Auf der ırmes werden König und Brudermeister von den Erwählten ıres Herzens mit einer langen, schönbekränzten irdenen feife beschenkt, aus welcher sie bei ihren Gängen durch den rt rauchen. Nach der Kirmes wird diese Pfeife hinter Glas nd Rahmen zum ewigen Andenken aufbewahrt.

Die Herrlichkeit des neuen Königs nun nimmt in Neuwerk m Martinsabende ein jähes Ende. An seine Stelle tritt der ɔgenannte ‚Häer'.

Wie schon oben erwähnt, zünden die Junggesellen an em gedachten Abend ein Feuer an. Der alte ‚Häer' hat sich orher in den Besitz einer ‚Plümm'[1]) gesetzt. An derselben st ein spitzer Haken. Während die Junggesellen nun rund m das Feuer stehen, steckt er heimlich einem derselben die 'lümm hinten an den Rock. Hierdurch ist der Betreffende ür das kommende Jahr ‚Herr'. Jetzt wird um das Feuer in Rundtanz gehalten, bis der Erwählte die Plümm an seinem ocke gewahrt. Die Ehre kostet ihm verschiedene Kannen chnaps. Der neue ‚Häer' wählt sich nun einen Gehilfen: Kneit'. ‚Häer' und ‚Kneit' sind von jetzt an die führenden 'ersönlichkeiten. Ihnen liegt es ob, die Fastnachtslustbar- eiten zu ordnen.

Volkskundliches aus Meiderich.

Von **Karl Dirksen.**

(Fortsetzung.)

XIV.

Festbräuche.

1. Neujahr.

Wie anderwärts auf dem Lande, so wurde auch hier das eue Jahr unruhig begonnen. Sobald die Glockenschläge den

[1]) plüm: eine Quaste, wie man sie an Pfeifen oder Mützen sieht.

Beginn desselben angezeigt hatten, krachten Flinten- und Pistolen-schüsse. Junge Burschen zogen von Haus zu Haus, um den ihnen bekannten Mädchen ,das neue Jahr abzugewinnen'. Letztere bewirteten dieselben mit Schnaps, worin sie Rosinen und Zucker gethan hatten und schenkten ihnen eine trockene Mettwurst. Die Nachbarn beglückwünschten sich im Laufe des Neujahrstages. Die Kinder überreichten den Eltern am Neujahrsmorgen die in der Schule geschriebenen Wünsche, sowie ein ihnen von dem Lehrer geschenktes ,Neujahrsbüchlein', für welches als Gegengeschenk das sogenannte Neujahrsgeld entrichtet wurde.

2. Osterfeuer.

Johannisfeuer und Martinsfeuer sind unserer Gegend fremd; dagegen ist hier das Osterfeuer gebräuchlich. Es wird am ersten Osterabend angezündet. Man benutzt dazu die im Frühjahr von Bäumen und Hecken geschnittenen Reiser. Am ersten Osternachmittag erhalten Kinder und Erwachsene gefärbte Eier.

3a. Pfingstlied.

Pingsbruud üs upgestoon
mit di gele kruse hör.
De brüjem üs grof, di bruud üs fien —
mut wat in de korf sien!
Eier, eier in de korf,
Stüwer, stüwer in di grippe![1])
Een ei bat[2]) us niet;
twe eier schat us niet;
fiefuntwintig up den dis,
wet di bruud, wat sorgen üs!

Vorstehendes Lied ist, wie die Anfangsworte zeigen, ein Pfingstlied. Es wurde vor etwa dreissig Jahren von kleinen Mädchen, welche am ersten und zweiten Pfingstfeiertage, um Gaben bittend, das Dorf durchzogen, gesungen. Diese Mädchen, welche einen grossen Armkorb, dessen Deckel mit frischen Blumen geschmückt war, mit sich führten, hiessen Pfingstbräute. Nicht nur Eier, sondern auch andere kleine Geschenke, wie Weckschnitte u. s. w. wurden gesammelt; Geld dagegen wurde, da die Kinder nicht selten den besseren Ständen angehörten,

---

[1]) grippe: die zum Zugreifen bereite Hand. [2]) bat: hilft, nützt

it den Worten: „Stüwer, stüwer in den Rhien!“ abgewiesen. ıs Liedchen ist der letzte Rest des uralten Mai-Umzuges r Pfingstbraut und des Pfingstbräutigams.[1])

b. Pfingstkranz.

Das Melken wurde von den Töchtern des Bauern und n Mägden besorgt. Wenn dieselben für gewöhnlich schon hr zeitig zum Melken gingen, so ganz besonders am ersten ingstmorgen. Sie wollten verhüten, dass die Mädchen aus r Nachbarschaft ihren Kühen den Pfingstkranz um die örner schlangen; denn dann hiess es das ganze Jahr hinırch, des Betreffenden Kühe hätten den Pfingstkranz geagen, womit die Mädchen als Langschläferinnen gekennichnet waren.

4. Martinslied.

Vögelke geflogen, gestowen wal öwer den Rhien,
wo di fette farkes sien.
Farkes hewwe stätter,
köje hewwe hönder,
jüffers hewwe tönder.[2])
Ůs der dan genne rike man,
den us braaw wat gewe kan?
Geew wat, hool wat;
ander joor weer wat.
Bowen an die feste
hangen di langen wöste;
wen di langen up sind,
dan sind di kotten et beste.
Loot dat mes[3]) maar rîje[4])
dör di dikke sîje,[5])
loot't noch'n bitje diper goon,
dan meent den buur, di kat heet't gedoon.
Di kat üs belogen,
den buur üs bedrogen. —
Frau, loot us niet länger stoon,
wij mütten noch'n hüüsken wîjer[6]) goon!

[1]) Vergl. Grimm, Deutsche Mythologie, S. 746 ff.; Mannhardt, 'ald- und Feldkulte I 431 ff., 488 ff.; A. Kuhn, Märkische Sagen 9 ff.; Westfälische Sagen 2, 160 ff. [2]) tönder: Horne, Türme. mes: Messer. [4]) rîje: reiten. [5]) sîje: Seiten, Speckseiten. wîjer: weiter.

5. St. Nikolaus.

Auch nach Meiderich kommt der hl. Nikolaus; al merkwürdigerweise kennt man hier kein einziges Niklaslic Die hiesigen Kinder legen am Abend des 5. Dezember dem Holzschuh nachgebildetes ‚klümpke' auf ihren Tell welches sie gewöhnlich aus einer Wurzel oder einer Rüb aber auch wohl aus einem Stückchen Holz, Kreide u. s. mit grosser Geschicklichkeit anzufertigen verstehen. Sie halten ausser andern Kleinigkeiten einen aus gewöhnlich Teig hergestellten Stutenmann geschenkt, der eine irde Pfeife im Munde hält.

XV.

Ferien.

Die von den Schulkindern so sehnsüchtig erwartet Ferien sind da. Der Lehrer hat die Kleinen mit dem B scheide entlassen, dass sie nun acht Tage keinen Unterric haben. Da hört man auf allen Wegen die Heimziehend singen:

> Fifa feri,
> ach daag gen school!
> Wen mien moder pankuuk bäk,
> dan goon ik weer nŏ school.

XVI.

Statgeld.

‚Statgeld' ist das Trinkgeld, welches die Dienstbot erhielten, wenn der Käufer das vom Bauer erhandelte Vi abholte. Die Magd bekam in der Regel von jedem verkauft Schwein zwei Groschen, von einem Rind sechs Grosche Vergass der Käufer das ‚statgeld' zu entrichten, so wurde von der Magd durch die stehende Redensart, dass sie no eben eine Schere holen müsse, um dem Tiere den Schwa abzuschneiden, an die Zahlung desselben erinnert. Wurd Pferde verkauft, so erhielt der Knecht das ‚statgeld', das diesem Falle einen rieksdaler (= 23 Groschen) betrug.

XVII.

Das Schweinschlachten.

Noch in der Mitte dieses Jahrhunderts schlachtete Meiderich fast jede Haushaltung im Herbste ihr Schwein. Hi

Tier an der Leiter, so kamen die Männer aus der Nachschaft, um es zu taxieren (‚böre‘). Hierbei wurde nicht ten um eine Kanne Schnaps gewettet; auch die Nachbaruen fanden sich mittlerweile ein. Sämtliche Personen rden gebeten, Kaffee zu trinken, wobei ein in Speck und ttwurst gebackener Buchweizenpfannenkuchen auf den ch gestellt wurde. Speck und Wurst mussten von dem im igen Jahre geschlachteten Schwein herrühren. Die Sitte lte offenbar anzeigen, dass es bisher an dem nötigen Fleisch ht gefehlt habe; dann gab sie auch von der Tüchtigkeit Hausfrau Zeugnis, welche das ihr zur Verfügung Stehende die einzelnen Tage zu verteilen verstanden hatte. Am end, wenn das Schwein ausgehauen und eingesalzen wurde, nen Freunde und Nachbarn wieder; sie wurden dann mit rbonade bewirtet. An dem darauf folgenden Tage, an chem Mett-, Blut- und Leberwürste gemacht wurden, kochte n zu Mittag ‚metbütsuup‘[1]) und Rüben mit ‚mammespek‘[2]). gen zehn Uhr vormittags erschienen die Nachbarfrauen er dem Vorwande, ‚probieren zu wollen, ob das Fleisch sei‘, abermals zum Kaffeetrinken. Bei dieser Gelegenheit rde ihnen ‚mammespek‘ vorgesetzt. Von der ‚metbütsuup‘ ielten die nächsten Nachbarn eine kleine Portion zugeschickt. Nachbarkinder bekamen ein ‚pulewöske‘, das ist ein kleines rstchen, dessen Grösse nach dem Alter der Kinder bemessen rde. Der Schulmeister und Küster empfing gleichfalls nen Anteil vom Schlachten; er erhielt den aus einem Rückenck, einigen Mettwürsten und einem Stück ‚pannas‘ benenden ‚pothas‘. Am nächsten Sonntage fand die eigentliche lachtvisite statt, zu welcher nur die Verwandten geladen rden.

XVIII.

Pastor und Lehrer.

Pastoren und Lehrer hatten früher bekanntlich eine sehr inge Einnahme, und es war darum natürlich, dass dem rrer und dem Lehrer bisweilen Geschenke überreicht wurden. ch im Jahre 1874 erhielten hier die Lehrer das sogenannte ujahrsgeld, und es dürfte kaum länger als dreissig Jahre

---

[1]) but, plur. büt: Knochen; metbüt, Knochen aus dem sogen. t; suup, Suppe. [2]) mammespek: Speck vom Bauch des Tieres.

her sein, da hielt man es in Meiderich für ganz selbstve ständlich, dass von den Mägden der Pastoren kurz vor un nach Ostern die herkömmlichen Eier der Bequemlichkeit halb einfach abgeholt wurden. Es ist hier nicht von den Natura lienlieferungen die Rede, zu welchen die Bauern verpflicht waren, sondern „von den freiwilligen Gaben," welche, w Immermann in seinem ‚Oberhof' richtig bemerkt, „auch jederze unweigerlich abgestattet wurden." Unterm 13. März 187 wurde den Lehrern seitens der Königlichen Regierung z Düsseldorf die fernere Annahme von Geschenken untersag womit denn auch der Brauch in Wegfall kam, zu Ostern b Annahme schulpflichtiger Kinder ein Pfund Kaffee und e Pfund Zucker zu schenken. Da an einigen Schulen nich selten über fünfzig Kinder aufgenommen wurden, so läs sich hiernach diese Nebeneinnahme des Lehrers leicht berechne Obiges Geschenk erhielt derjenige Lehrer, bei welchem d Kinder anzumelden waren, während dem betreffenden Klasse lehrer ein Geldgeschenk, in der Regel nicht unter drei Mar überreicht wurde.

XIX.

Der Landschneider.

Unser Landschneider war in der Regel ein gebrechlich und schwächliches Männlein; kräftigere Leute wählten nic das Schneiderhandwerk zu ihrem Beruf. Er musste sic kümmerlich ernähren. Eine eigene Werkstatt hatte er nich morgens sechs Uhr wanderte er, mit dem nötigen Han werkszeug versehen, zum Bauer, wo er bis abends sieben U arbeitete. Wer nun glaubt, der Schneider habe auch demen sprechend verdient, der irrt sich; fünfzig Pfennig und d Kost, das war alles. Der Schneider war ein gerngesehen Gast, denn er wanderte von einem zum andern und wuss daher viel zu erzählen. Unserm Landschneider konnte ma nicht, wie seinem Kollegen in der Stadt, den Vorwurf d Unredlichkeit machen; er stahl höchstens, wie der Volk witz sagte:

Hier en läpke, dŏ en läpke,
vör sien frau en nebelskäpke.[1])

[1]) schwarzes Mützchen.

Aehnlich wie der Schneider, arbeitete während des
ɔmmers auch der Schuster. Der Bauer lieferte ihm das
ɔder. Er erhielt für jedes Paar Schuhe, gleichviel ob Schuhe
r Kinder oder Erwachsene, gleichen Lohn.

XX.

Das Rösten und Brechen des Flachses.

Seit etwa dreissig Jahren wird hier kein Flachs mehr
baut; früher hatte jeder Bauer sein Flachsfeld. Bei Ge-
nnung des Flachses halfen die Nachbarn einander. War er
weit fertig, dass er geröstet werden musste, dann kamen
e Nachbarn zusammen; die Frauen brachten ihre Breche
it; die Männer rösteten den Flachs. Diese Beschäftigungen
urden im Freien vorgenommen. Die Arbeitenden erhielten
i ihrer Beschäftigung des Nachmittags den sogenannten
rakepap', und gegen fünf Uhr einen Schnaps mit Sirup;
ch Beendigung der Arbeit wurden sie im Hause mit Kaffee
id Weissbrot bewirtet. Nachdem die älteren Leute das
aus verlassen, kamen die jungen Leute aus der Nachbar-
haft, um sich zu belustigen. Sie verkleideten sich nicht
lten und trieben allerhand Scherze.

XXI.

Kirmes.

Die hiesige Kirmes war früher ein rechtes Volksfest.
or derselben wurden die Häuser angestrichen und sauber
putzt; denn von weit her kamen Verwandte und Bekannte,
n an dem Feste teilzunehmen. Tanzvergnügungen waren in
iherer Zeit nicht damit verbunden. Jeder machte seine
nkäufe; denn gekauft musste etwas werden, und wenn man
ch nur die grossen zinnernen Esslöffel erhandelte, welche
jährlich gegen neue eingetauscht wurden. Vor einigen
hren wurde jedoch die Kirmes *seitens der Ortsbehörde auf-
hoben,* und der Meidericher hat sie trotz aller Bemühungen
cht wieder erlangen können.

XXII.

Liedchen der Kinder während des Regens.

1. Räge, rägeschure,
   et dröppelt up di mure,

et dröppelt up et pannendaak,[1])
un alle kinder wodde nat.[2])

2. Et rägent, et rägent,
di panne wodde nat;
dŏ komme drei soldote,
di segge[3]): Wat üs dat?

XXIII.

Das Kind und die Tiere.

Um vorüberziehende Krähen zu schnellerem Fluge zu veranlassen, ruft das Kind denselben wiederholt und hastig zu:

Krei, krei, t'huus am branne,[4])
dien junge branne mit!

Den gefangenen Maikäfer sucht es zum Fortfliegen zu bewegen, indem es spricht:

Maikäfer flieg,
dien fader üs in de krieg,
dien moder üs in Bommerland,
Bommerland üs afgebrand!

Das Kind frägt das ,fligeflämke'[5]), wie alt es sei und zählt: Ein Jahr, zwei Jahr u. s. w. bis es dem Tierchen gefällt, Urlaub zu nehmen. Es singt auch:

Fligeflämke,
goldestämke,
wo lank wis de lewen?
Hundert joor un enen dag?
Dan haue wij den käwer den kop af.

Die Schnecke wird gebeten, aus ihrem Häuschen zu kommen:

Schlekkenhüüske, kom herüüt,
suup us alle melk üüt!

Lässt sie sich nicht sehen, so wird gedroht:

Schlekkenhuus, kom herüüt,
steek dien sewe hönder[6]) üüt;
wan dôu dat niet duun wis,[7])
hau ik dij de kop af.

An die Fledermaus richtet das Kind die Frage:

Flerremuus, wo üs dien huus?

und lässt dieselbe antworten:

[1]) Pfannendach. [2]) werden nass. [3]) sagen. [4]) brennen.
[5]) Sonnenkäfer, Marienkäferchen. [6]) horn, plur. hönder = Hörner.
[7]) willst.

Bowen up et raadhuus.

Mit dem Kranich, der sich auf seiner Reise nach dem
iden befindet, wechselt es folgende Worte:

Krône-krâne, wiklewane,
wen wil mit nŏ Holland fare?
„Holland üs geschlote,
de schlötel üs gebroke.“
Wen sal üm dan weer make?
„De silwerschmid, de goldschmid!“ [1])

Den Truthahn ärgert es durch folgenden Zuruf:

Schruuthaan, trek de roje rok[2]) aan,
trek de witte[3]) üüt,
dan gees dôu mit herüüt.

Von den Fröschen glaubt das Kind zu vernehmen:

Vörrig joor, äs[4]) wij fotginge,
worren alle schüren un kellers vol;
van üdag[5]), äs wij weer kome,
wor genne kik meer dŏ.

Der Maus wirft es den ausgezogenen Zahn zu mit den
orten: Muus, muus, gif dôu mij en neuen tand, dan geef
dij den olden.

Dem Esel wird ein Butterbrod versprochen, wenn er mit
ch Amsterdam geht:

I—a esel,
gees dôu mit nŏ Wesel,
gees dôu mit nŏ Amsterdam,
krigst'n kesenbutteram.

XXIV.

Das Kind und seine Spielgenossen.

1. Fuutle bewies sich.

Glaubt ein Knabe von seinem Kameraden beim Knicker-
iel betrogen zu sein, so veranlasst er diesen, noch einmal
werfen und dadurch den Beweis zu liefern, dass er redlich
spielt habe. Gewinnt derselbe beim zweiten Wurf, so steht

[1]) Der Silberschmied, der Goldschmied ist wohl kein anderer
der Frühling, der Wiesen und Auen wieder mit frischem Grün
d schönen Blumen schmückt und auch den Vögeln die nordische
imat wieder erschliesst. [2]) roten Rock. [3]) den weissen.
als. [5]) im Frühling.

fest, dass er auch das erste Mal nicht ‚gefutelt', das heiss betrogen hatte; verspielt er dagegen, so heisst es: Fuutle b wies sich.

2. Schloon dör!

Wird ein Kind von einem andern gefragt, ob das vo ihm Mitgeteilte wahr sei, so macht es mittelst des Zeigefinge und des Daumens der rechten Hand einen Kreis und forde das fragende auf, den gekrümmten rechten Zeigefinger durc zuziehen. Die Sitte besteht, wie eine sorgfältige Erkundigu meinerseits ergab, hier nachweislich schon seit dem Anfan des Jahrhunderts; nur reichte der Gefragte, wie auch jet noch vereinzelt unter erwachsenen Personen geschehen so dem Fragenden die rechte Hand und forderte ihn dann a falls er die Unwahrheit sage, ‚durchzuschlagen'. Der Si der diese Redensart begleitenden Handlung ist zweifelsohn Wenn ich die Wahrheit nicht gesagt habe, so möge das Ba der Freundschaft zwischen uns zerrissen sein.

3.

Heiop, heiop,
alle kwetsche gont op!
Wen düüt dat dan?
Anners nüms äs . . . .[1])

Dies ist ein Ruf der Kinder, wenn einer der Kamerad in einen Garten gestiegen ist, entweder um Obst unter d Bäumen aufzulesen oder um seine, von den Spielgenossen den Garten geworfene Mütze u. dgl. wiederzuholen. M sucht denselben durch diesen Ruf, der für den Eigentüm die Aufforderung enthält, den Eindringling gehörig durchz prügeln, zu ängstigen.

4.

Kratsspoon, kniepspoon,
morge sas dôu hange
an di gleunige tange;[2])
wen di gleunige tange breke,[3])
sas dôu mit den deuwel spreke.

---

[1]) Anders niemand als —, dann folgt der Name des be Kindes. [2]) gleunige ange: glühende Zangen. [3]) breke: breche

5.

Schimpe, schimpe düüt niet we;
wen schimpe düüt, heet lüüs un flö.

6.

Der Knabe spricht:

Müller, müller maler,
di deernes[1]) koste'n daler,
di junges koste'n goldpistol,
Müller, müller maler.

Das Mädchen verteidigt sich:

Müller, müller maler,
di kinder koste'n daler,
di deernes koste'n goldpistol,
di junges koste'n dritrol.[2])

XXV.

Kinderspiele.

1. Lied beim Schaukeln.

Stork, stork steen
mit di lange been,
Drüütje P. P. üs di bruud,
di an Janze's Willem freit.
Et beste määdje,
dat ik weet,
dat äs[3]) bruud nŏ hochtied geet.
Wen ör et scholduuk[4]) los geet,
wen sal et ör dan bene[5])?
Dat sal Janze's Willem duun
mit de grüün sîje linde.[6])
Hij üs so glat,
hij spelt up et blad,[7])
hij kan so wakker danze
al mit di rosenkranze. —
Dat üs — een,

---

[1]) deernes: Mädchen. [2]) Dreck, Dreckrolle. [3]) als. [4]) eine
...ssere Schürze, die Sonntagsschürze der Frauen und Mädchen.
... binden. [6]) grün-seidenes Lind [7]) up et blad spelen =
...mmende Töne auf einem Blatt hervorbringen.

dat üs — twe,
dat üs — drei,
den hanestoot vörbij.

An dem Schaukelspiel beteiligten sich Knaben un
Mädchen. Die von mir gebrauchten Namen sind angenomme
Die Schlussworte ‚den hanestoot vörbij‘ bedeuten: Nun ist da
Schaukeln vorüber. ‚Hanestoot‘ vermutlich, weil der Scha
kelnde in der Richtung zum Hahnenbalken gestossen wir

2.

Der Wilhelmbaum, der Wilhelmbaum,
mit gold un silwer beschlage,
da kruup[1]) maal dadurch,
da kruup maal dadurch,
der letzte muss beza-a-ah-len.

Zwei Knaben reichen einander die Hände und bilde
eine Brücke. Die übrigen stellen sich in Flankenstellung a
und halten sich an der Jacke des Vordermannes fest. S
ziehen sie durch die Brücke; der letzte wird gefangen un
gefragt, welchen von zwei ihm vorgeschlagenen Gege
ständen er sich wünscht. Von der Wahl des Gegenstand
hängt es ab, ob der Knabe ein Engelchen oder ein Teufelch
wird. Beispielsweise wird ihm die Frage vorgelegt: Was ha
du lieber, einen goldenen Löffel oder eine silberne Gabel
Antwortet er: „Einen goldenen Löffel“, so muss er oft sch
im Spiele die Erfahrung machen, dass Habsucht bitter b
straft wird; denn:

di engelkes wadde gedrage,
di düwelkes wadde geschlage.

Vorläufig stellen sich die Gefangenen hinter den eingan
erwähnten Knaben auf. Sind alle Kinder gefangen, so werd
die Engelchen getragen. Dann bilden letztere eine Gass
durch welche die ‚düwelkes‘ mehrmals hin- und zurüc
laufen müssen, wobei sie mit Taschentüchern geschlag
werden. Herzhafte Knaben ziehen selbstredend die Rolle d
‚düwelkes‘ vor.

3. Das Klöre-Spiel.

Klöre al mit di bunte hörre,
Klöre wol niet achter[2]) stoon,

[1]) kruup = krieche! [2]) hinter, dahinter.

achter di golde mure.
Dŏ koom en königsdochter,
di hat di hör geflochten.
Al wen ik schloon,
al wen ik schloon,
den mut achter Klöre goon.

Auf einem zum Spielen geeigneten Platz treffen wir
nehrere acht- bis zehnjährige Mädchen an. Sie beginnen so-
eben das uns noch unbekannte Klöre-Spiel. Ein Mädchen
übernimmt die Rolle der Klöre, während ein anderes das Spiel
durch das bereits mitgeteilte Lied einleitet. Klöre setzt sich mit
über den Kopf geschlagenem Kleid, das von den übrigen
Kindern gehalten wird, nieder. Das andere Mädchen geht um
den so entstandenen Kreis singend herum. Bei den Worten: „Al
wen ik schloon, al wen ik schloon“ u. s. f. schlägt es mit dem
bereit gehaltenen Taschentuch eines der Kinder, das ihm nun
folgen muss. Das wird so lange wiederholt, bis sämtliche
Kinder um die noch immer in hockender Stellung weilende
Klöre, welche sich das Kleid nun fest um den Kopf gezogen
hat, herumgezogen sind. Klöre springt plötzlich auf und setzt
sich in eine vor Beginn des Spiels bezeichnete Ecke. Sie stellt
sich krank. Die Kinder treten an Klöre heran, um zu sehen,
was ihr fehlt. Indem sie ihr das Kleid ein wenig vom Ge-
sichte ziehen, rufen sie: „Klöre üs halwkrank!“ Nach einer
Weile heisst es: „Klöre üs ganz krank!“ Dann: „Klöre üs
halwdood!“ Zuletzt: „Klöre üs ganz dood!“ Während sie nun
ein lautes Klagegeschrei erheben, springt Klöre unerwartet
auf, läuft ihren Gespielen nach und sucht eine derselben zu
erhaschen, welche dann ihre Rolle zu übernehmen hat.

4. Vogelnamen aufgeben.

Die am Spiel teilnehmenden Kinder stellen sich in einer
Reihe auf. Aus ihnen wird ein Engel, ein Teufel und ein
Namenaufgeber gewählt. Der letztere giebt jedem Kinde einen
Vogelnamen, beispielsweise ‚müsch‘.[1]) Nachdem dies geschehen,
tritt zunächst der Engel vor, klopft dem Aufgeber auf den
Rücken und spricht: „Klopf, klopf!“ Der Aufgeber antwortet:
„Wer ist da?“ „Der Engel mit dem weissen Kleid“, antwortet

[1]) Sperling, Spatz.

das andere. „Was will er?“ „Einen Vogel“, entgegnet der Engel. „Welchen?“ Dann nennt der Engel einen Vogelnamen. Ist der betreffende Vogel da, dann heisst es: „Flieg' aus!“ Der Engel muss ihn nun fangen, dann gehört er ihm zu. Darauf kommt auch der Teufel, klopft ebenfalls an und auf die Frage: „Wer ist da?“ entgegnet er: „De düwel mit de pormespiep.“[1]) Er wünscht nun ebenfalls einen Vogel und muss diesen fangen. Nachdem alle Kinder gefangen sind,

„wadde de engelkes gedrage
un de düwelkes geschlage“,

wie in dem unter Nr. 2 verzeichneten Spiele.

5. Kreisspiele.

Kreis mit einem knieenden Mädchen darin, welches die in Zeile 4 bis 8 des folgenden Liedchen angegebenen Bewegungen macht. Die übrigen Kinder singen:

Blaublüümken in einer nood,
häd ik en gäffelken,[2]) dan wör ik fro.
Al in di rosenkranze
di jüffer di mut danze,
di jüffer di mut stille stoon
un dreimool rund herüm goon.
Di jüffer di mut knîe,
den een of den andre krige.

Kreisspiel, bei welchem sich die Kinder anfassen und bewegen. Sie singen:

Ik heb en spüleke gesponne,
ik heb en gäffelke gewonne,
al up enen fasten droot,[3])
wo ik sewe[4]) joor up soot.
Di sewe joor di sind al üm,
dŏ dreit sich Merte's Lieske üm.
Merte's Lieske heet sich ümgedreit,
heet sien fader un moder geleit
aus Liebe, aus Liebe, aus lauter klarer Liebe.

6. Ballspiel.

Die am Spiele teilnehmenden Kinder stellen sich in einer Reihe auf. Sie wählen ein Kind aus, welches der Knecht

---

[1]) pormespiep: Ofenröhre. [2]) gäffelken: Gabel. [3]) Draht. [4]) sieben.

ans im Spiele sein muss. Dieses stellt sich so hin, dass es
e andern nicht sehen kann. Ein zweites, ebenfalls vorher ge-
ählites Kind geht mit einem Balle an der Reihe vorbei und
ut, als ob es jedem den Ball gäbe; dabei spricht es:

„Stop, stop tu! —
Ware, ware wu?“

Darauf wendet es sich an den Knecht:

„Hänsken, mine knecht!“

Der Knecht antwortet: „Wat beliefd mienheer?“ worauf
e Aufforderung erfolgt: „Süük mij minen goldenen bal weer!“
as Kind sucht nun so lange, bis es den Ball findet, worauf
n anderes an seine Stelle tritt.

(Forts. folgt.)

Beiträge zur Geschichte der ehemalig Bergischen Hauptstadt Lennep.

Von **Karl vom Berg** jr.

(Fortsetzung.)

Da es in mancher Hinsicht von Interesse ist, das Leben
ıd Treiben einer kleineren Stadt in mittelalterlicher Zeit
ther zu betrachten, so möge nunmehr der Versuch einer
lchen Schilderung hier folgen. Die alte Bergische Haupt-
adt Lennep war im Mittelalter stark befestigt, sie war mit
ner Ringmauer, vier Stadtthoren, mehreren eckigen und
nden Türmen und einem breiten Stadtgraben versehen. Die
adtthore lagen an den Hauptstrassen. An der Südseite der
adt lag das Kölner Thor (Kölner porten 1513); an der Nord-
estseite das Lüttringhauser Thor (Lutthuyßer porten 1538),
der Nordostseite das Schwelmer Thor (Schwelmer porten
77) und an der Ostseite das Wasserthor. Die Thore wurden
ends verschlossen, wozu besondere Stadtwächter angestellt
aren. Wald und Haide reichten bis an die Stadtmauern;
konnten die Ratsherren fleissig ihr Jagdrecht ausüben,
ozu sie ein landesherrliches Privileg besassen. Das Stadt-
biet bestand aus einem Innen- und Aussen-Bezirk (bynnen
d buysen Burgerschaft).

Die Bürgerschaft setzte sich in ihrer Mehrheit aus Ge-
erbetreibenden und Ackersleuten zusammen. Wann der Ge-

werbzweig der Tuchindustrie aufgekommen, ist nicht übe[r]liefert worden. Vossnack[1]) sagt: „Schon im 13. Jahrhunde[rt] lebte hier eine sehr thätige und nicht dürftige Bevölkerung, die merklichen auswärtigen Handel trieb.“ Bergische Kau[f]leute treten in Urkunden vor Mitte des 15. Jahrhunderts au[f]. „Lenneper Bürger scheinen schon früh in die Ferne Hand[el] getrieben oder wenigstens die Welt besehen zu haben. S[o] lebte z. B. gegen Mitte des 14. Jahrhunderts ein Bertram Kölln[er] zu Lübeck. Sein Halbbruder, ein Eggo Billinghusen von Lenne[p] ging 1350 ebenfalls dahin, wo er ein Haus von ihm erbt[e]. Ein Volkwin Hacke von Lennep, wurde 1381 Kölnischer Bürger“ (Oligschläger). Im 14. Jahrhundert finden wir einen Hey[n] van Lennepe in Ratingen. Ein Peter Schryver van Lenne[p] zog 1430 nach Düsseldorf, wo er ein vermögender Mann un[d] später Besitzer des Hauses Eller wurde. Ein anderer Zwei[g] der Familie Schryver blieb dagegen in Lennep wohnen un[d] nannte sich später ‚vom Berge vulgo Scriver‘. In Wippe[r]fürther Kirchenrechnungen kommt 1462 ein Teyle Sihrmeih[e] van Lennepe, 1466 ein Wieken van Linphe vor.

Den Mittelpunkt der Stadt bildete die Pfarrkirche. Da[s] St. Kunibertsstift in Köln hatte das Recht, den Pfarrer zu e[r]nennen. Dieser wohnte ‚im Wiedenhof‘, „ein Hauß und Ho[f] binnen der Statt gelegen“. Die Pfarrländereien hatte der Pfarr[er] teils verpachtet, teils selbst in Bewirtschaftung. Die Kirc[he] wird im 13. Jahrhundert nur als ‚capella Lynnepe‘ bezeichne[t], weshalb Oligschläger behauptet, Lennep habe in alter Zeit z[u] der grossen Pfarrei Lüttringhausen gehört, wofür aber bish[er] jeder Beweis fehlt. Sicher ist, dass die Stadt Lennep vor 15[..] eine grosse Kirche besass, zu welcher 5 Vikarien gehörte[n]. Wohlhabende Bürger hatten derselben manche schöne Stiftun[g] zugewendet. In der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts ve[r]machte z. B. der Pfarrer Volquinus de Leynepe zu Hückeswage[n] seine Güter in Lüttringhausen zur Hälfte an die Pastorat z[u] Lennep.

Im engen Zusammenhang mit der Kirche stand da[s] Armenwesen. Der Rat und die Geistlichkeit beaufsichtigte[n] Armenwesen wie Krankenpflege. Ein Hospital bestand scho[n] früh; 1538 nennt eine Urkunde dasselbe ‚hospitael der arme[n]

[1]) Kreis Lennep S. 114.

ıde bynnen Lennepe‘. Auch es war durch den Wohlthätig-
eitssinn der Bürger mit Stiftungen ausgestattet. An der
pitze standen die Hospitalsmeister; sie führten die Aufsicht,
erwalteten die Armengelder und mussten dem Rat jährlich
echnungsablage einreichen. Für die Armen bestanden nach
em ‚Erkundigungsbuch‘ (im Kgl. Staatsarchiv zu Düsseldorf)
wei Spenden, und jährlich fand eine Almosenverteilung statt.
n Laufe des 18. Jahrhunderts wurde das Armenwesen in
ennep bedeutend verbessert.

Die innere *Verwaltung* der Stadt lag in den Händen
es Bürgermeisters und der 12 Ratsherren. Bürgermeister und
at wurden aus den Meistbeerbten (Patriziern) von der ge-
ımten Bürgerschaft gewählt und dem Landesfürsten vereidigt.
in Rat in Lennep wird zuerst in Bergischen Urkunden von
358 und 1363 erwähnt. Ueber die Wahl des Bürgermeisters
erichtet eine Chronik des 17. Jahrhunderts: „In civitate
ennepensi die s. Johannis Apostoli ex scabinis eligitur consul
civibus per nuncium civicum pridie seu die s. Stephani
er publicum in ecclesia factum proclama convocatis, et consul
ecedens fit judex et exercet eo anno in civitate officium
idicis, et sic deinceps“ d. h.: In der Stadt Lennep wird am
age des h. Apostels Johannes (27. Dezember) aus der Zahl
er Schöffen der Bürgermeister von den Bürgern, die durch
en Stadtboten tags vorher oder am Tage des h. Stephan
urch öffentlichen Aufruf in der Kirche zusammengerufen
nd, gewählt, und der aus seinem Amte scheidende Bürger-
eister wird Richter und verwaltet in diesem Jahre in der
tadt das Amt des Richters.

Die alte Eidesformel eines Bürgermeisters lautet nach
ufzeichnung des 16. Jahrhunderts: „Item schwöre ich einen
idt zu Gott, das ich dieß Jar als ein Diener unsers gnedigen
errn seiner F. G. Hoheit und Herlichkeit in seiner F. G.
tatt Lennepe und der gantzer Burgerschaft daselbst binnen
nd buißen derselben Statt nach alle meinen vunf sinnen und
ernunft getrewlich bewahren und unser Statt Lennepe Privi-
gien, die der Statt von unseren gnedigen Vorherren seliger
edechtnuße von Herrn zu Herrn confirmirt und bestediget,
etrewlich verthedingen und handhaven [handhaben]. Den
ereidten Scheffen nach meinen vunf sinnen rechte urthel
eisen, den Burgerschatz recht setzen und einem jedem Burger
uf das forderlichste zu seinem Rechte verhelfen. Dieß will

ich getrewlich stede, vast und unverbrochen halten, so mi
Gott helf und sein heilig Evangelium. Item muß der new
gekorner Burgermeister upstaen mit ausgestreckten Armen
und auffgerichten leiblichen Vingeren schwören." Als ‚Burger
meyster tor tydt tzo Lennepe' wird 1504 Engelbert Holterhof
genannt, 1513 Johann Voyckmann und 1516 Goedert van de
Haegen.

Das *Stadtgericht* erstreckte sich über den ganzen Stadt
bezirk; es bestand aus 7, später 12 Schöffen, einem Stadt
richter, einem Gerichtsschreiber und einem Gerichtsboten, de
zugleich Stadtbote war. Die Schöffen gehörten zu den wohl
habendsten Bürgern, und ihre Stellung war sehr angesehen
An Gerichtstagen erschienen sie in schwarzen Mänteln au
dem Rathaus. Ueber der Thür ihres Sitzungssaales las man
im alten Rathause:

„Eines Mannes red ist kein rede"
„Man soll die Parthey hören bede."

In einer Urkunde vom 9. September 1472 wird zuers
der Richter und ein Schöffe mit Namen genannt: Johann tom
Gyre Richter und Johann Düssel sen. Schöffe. 1504 wird Pete
Düssel ‚scheffe tor tyd to Lennepe' genannt, 1505 Engelber
Hulterhoff als Richter.

Die *Einnahmen* der Stadt bestanden zunächst in der
jährlich von der Bürgerschaft zu entrichtenden Steuern. Ein
Stadtrentmeister aus der Mitte der Ratsherren gewählt, be
sorgte die Besteuerung der Bürger. 1446 nennt eine Urkunde
den Rentmeister van Twivel in Lennep. Die von der Bürger
schaft zu zahlenden Gelder wurden durch den Stadtboten ein
getrieben, welcher das Geld an den Rat ablieferte. Eine wichtige
Einnahmequelle bildeten die städtischen Wind- und Wasser
mühlen. Jeder Bürger war bei Strafe verpflichtet, seine ge
samte Frucht auf den städtischen Mühlen gegen eine gewisse
Abgabe an die Stadt mahlen zu lassen. Das Mahlzwangsrech
bestand für den ganzen Stadtbezirk. Weitere Einnahmen waren
u. a. nach Angabe der Stadtbücher 1) die Accise, 2) die Butter
wage, 3) Rathaus- und Ratskeller-Pacht, 4) Stadt Werks Geld
5) Markt- und Standgeld, 6) Wegegeld u. s. w.

Die Einwohner führten eine einfache Lebensweise. Die
Wohnhäuser waren klein und niedrig, bestanden aus Holz
fachwerk und hatten mit Stroh oder Schindeln gedeckte
Dächer; ihre feuergefährliche Bauart bewirkte viele verheerende

ände. Die Strassen waren eng und winklig, waren unge-
astert, daher bei schlechtem Wetter überall grundlos; nur
ige waren mit Schrittsteinen belegt. Die gesundheitlichen
rhältnisse der Stadt waren ungünstig, Pest und andere an-
ckende Krankheiten traten häufig auf und forderten zahl-
che Opfer.

Da das mächtige Köln auf die Kultur der Bergischen
idte so grossen Einfluss gehabt hat, so richtete man sich in
ler Beziehung nach Köln; in Lenneper Urkunden kommt
adezu die Redensart vor: so wie ‚binnen Colln genge ind
yve [gäng und gäbe] is‘. Man bediente sich Kölner Masse,
wichte und Münzen.

Schon vor dem Jahre 1500 bestand in Lennep eine *Tuch-
cherzunft,* welche von den Landesherren durch Privilegien
günstigt war. Sie gewährten der ‚Bruderschaft des löblichen
illenhandtwerks‘ jede Freiheit des Handels. Die Zunft lebte
ter eigenen Gesetzen oder Zunftordnungen, die strenge ge-
ndhabt wurden. Nach alter Sitte musste jeder Lehrjunge,
r zur Erlernung des ‚Wüllen-Handwerks‘ aufgedinget und
geschrieben wurde, eine bestimmte Portion Wachs an die
rche liefern.

Im Bergischen Lande traten im 13. und 14. Jahrhundert
Städte Lennep, Wipperfürth, Ratingen und Düsseldorf
rvor, welche auch für die spätere Zeit die Hauptstädte des
ndes blieben. Nur diese Hauptstädte waren es, welche,
tdem die Städte etwa seit Mitte des 15. Jahrhunderts das
cht erworben hatten, mit der Ritterschaft gemeinsam die
ndesangelegenheiten zu beraten, je zwei Abgeordnete zum
ndtage sandten, welche dort Sitz und Stimme hatten. Lennep
b nach der Ritterschaft die erste Stimme ab. Man wählte
wöhnlich den Bürgermeister und den Stadtrichter zu Land-
rsabgeordneten mit unbeschränkter Vollmacht.

Das alte *Stadtsiegel* von Lennep ist sehr verschieden
n dem heutigen; es hat sich an Urkunden aus den Jahren
58, 1363, 1377 und 1471 erhalten. Endrulat beschreibt das-
be in seinen ‚Niederrheinischen Städtesiegeln‘[1]) wie folgt.
as Stadtsiegel von Lennep enthält dieselben bildlichen Be-
ndteile wie die Siegel der ihm an Alter am nächsten stehenden

[1]) Niederrhein. Städtesiegel des 12. bis 16. Jahrh. Düsseldorf
2; S. 6 ff.

Hauptstädte Ratingen und Wipperfürth. Es zeigt als Hauptb- in der Mitte des durch rechtwinklig einander schneiden Schräglinien in Vierecke geteilten Feldes die Kirche des Ort an der das aus allen natürlichen Verhältnissen heraustreten Kreuz über der Chorseite mit dem riesigen Hahn auf d Spitze seines Stammes besonders auffällt. Ueber der Mi schwebt der Wappenschild mit dem Löwen, vorne am unte Rande des Siegels erhebt sich das bekannte Kennzeich städtischen Ranges: Der Thorturm mit der nach beiden Seit sich hinziehenden Zinnenmauer. Die Inschrift in lateinis gothischer Mischschrift lautet: *S'[igillum] Burgensium Linnepe.*" Im Jahre 1511 bestätigte Herzog Johann III. v Jülich-Berg (1511—39) die Privilegien der Stadt Lenne ebenso 1522.

Das Jahr 1527 ist in der Stadtgeschichte von Lenn von grosser Bedeutung. Der bekannte Reformator des B gischen Landes, Adolf Clarenbach kehrte in diesem Jahre seine Heimat zurück und hielt den ganzen Sommer Predigt zu Lennep, Lüttringhausen, Elberfeld, Remscheid und Kron berg, wo er sich bald Anhänger in grosser Zahl erwa Einige Jahre später trat auch die Gemeinde von Lennep z *Reformation* über.

Dispargum.

Ueber die vielgesuchte und vielumstrittene, von Greg von Tours bei Dispargum angeführte Burg des fränkisch Königs Chlojo hat *Dr. K. Plath* in Berlin (Jahrbücher d Vereins von Altertumsfreunden im Rheinlande XCV. S. 121 f sehr umfassende und eingehende Untersuchungen angestel Der Verfasser stützt sich hauptsächlich auf die Nachricht bei Gregor und gibt zunächst eine kritische Auseinand setzung zur Stelle über den Ursprung der Franken. Hiera geht der Verfasser zu dem Berichte Gregor's über, dass die Frank zuerst die ,litora Rheni' bewohnten, worunter er mit Re *beide* Rheinufer vom Meere aufwärts versteht, im Gegens zu vielen andern, die bloss das *rechte* Ufer in Betracht gezog und wenn Gregor ferner sagt, die Franken hätten den Rh überschritten und seien nach ,Thoringia' gezogen, so verste der Verfasser unter diesem Rheinübergange den der *link*

inischen Franken auf das *rechte* Ufer, um sich mit den
htsrheinischen zu vereinigen, während man früher allgemein
iahm, das auf dem *rechten* Ufer ansässige Gesamtvolk
: Franken sei auf das *linke* übergegangen, und daher
das Land ,Thoringia' auf der *linken* Rheinseite zu suchen.
r Verfasser bekämpft nun, wie uns scheint mit glücklichem
folge, die zahlreichen Versuche, die Thoringia auf der linken
einseite zu finden, und kommt dann zu dem Schlusse, dass
ses Land nur auf der *rechten* Rheinseite gelegen haben
nn und unter ,Thoringia' nichts anderes als das Gebiet der
itschen *Thüringer* zu verstehen ist.

Wie nun Gregor ferner angibt, lag Dispargum ,in ter-
num Thoringorum', mithin ebenfalls auf der *rechten* Rhein-
te. Hierauf geht der Verfasser die verschiedenen Ort-
aaften der Reihe nach durch, welche man bisher für
spargum gehalten hat, und kommt, da keiner dieser Orte
n Anforderungen entspricht, zu dem Endergebnis, dass Dis-
rgum nur in dem auf dem rechten Ufer des Niederrheins
legenen heutigen Duisburg zu erkennen sei, wobei er zu
denken gibt, wie gar weit sich das Bundesgebiet der Thü-
ger nach Osten und nach Norden hin ausgedehnt, und dem
hts entgegensteht, dass es sich auch nach Westen bis zu
n Rheinfranken hinab erstreckt hat. Zur Begründung, dass
Thüringer damals Grenznachbaren der Franken waren,
ichte Referent noch folgendes beifügen. Die Franken unter-
rfen oder verbündeten sich von ihrem Sitze am Meere
s die zunächst wohnenden Chamaven und übertrugen ihnen
en Namen (,Chamaui qui et Franci' heisst es in der Peu-
ger'schen Tafel). Sodann nahmen sie rheinaufwärts teil-
ise das angrenzende Ufergebiet, welches früher den Römern
hörte, in Besitz und belegten es ebenfalls mit ihrem Namen
rancia' in der Peut. Tafel). So suchten sie, immer weiter
rschreitend, ihre Macht auf die angrenzenden Gebiete aus-
lehnen, und wenn Gregor erzählt, dass die Franken gegen
üringen vorrückten, so ist daraus zu entnehmen, dass
s Bundesgebiet der Thüringer dem der Franken gleichfalls
iachbart war.

Für Duisburg haben sich die Forscher zu allererst aus-
sprochen, und der Verfasser hat hierin sehr viele Vorgänger,
aber ihre Ansicht nur dürftig zu begründen vermochten,

so dass man in der neuesten Zeit Duisburg fast ganz h
fallen lassen. Für den Ausdruck ‚in terminum Thoringorum' b
Gregor setzt der Verfasser in ‚termino Th'. Referent läs
lieber ‚in terminum Th.' stehen und übersetzt: „nach d
Grenze der Thüringer hin"; denn es ist doch sehr unwah
scheinlich, dass die königliche Burg auf der Grenze eines so mäc
tigen und feindlichen Volkes, wie die Thüringer, erbaut worde
vielmehr anzunehmen, dass sie im Innern des Frankenland
lag. Die Burg konnte nun entweder in dem älteren westli
nach dem Meere hin gelegenen Teile liegen, oder in dem spät
in Besitz genommenen östlich rheinaufwärts gelegenen, d
an das Bundesgebiet der Thüringer grenzte, und zur genaue
Bestimmung gibt Gregor an, dass Dispargum, bei welche
die Burg lag, in dem der Thüringergrenze zugekehrten Gebie
lag, und eben hier liegt auch *Duisburg*.

Durch die umfassenden Untersuchungen des Verfasse
werden nicht bloss für die Dispargumfrage, sondern auch f
die Urgeschichte der Franken und anderer Stämme ga
neue Aufschlüsse gewonnen; auf das Einzelne der Begründun
können wir hier nicht eingehen, und bemerken nur, dass a
einschlägigen Fragen mit viel Belesenheit und Geschick b
handelt sind.

Der Verfasser, welcher gegenwärtig mit der Leitung d
im Auftrage der Stadt Nijmegen stattfindenden Ausgrabung
der Burg Karls des Grossen bei Nijmegen beschäftigt i
beabsichtigt alle 150 Pfalzen der fränkischen Könige in ve
gleichend-historisch archäologischer Untersuchung zu behande
was um so anerkennenswerter ist, als sich die Forschun
bisher mehr auf das Einzelne der Römerzeit und des späte
Mittelalters, als auf die zwischenliegende Periode gewandt ha
Möge ihm zu diesem ausgedehnten Unternehmen Kraft, Au
dauer und Unterstützung nicht fehlen.

J. Schneider.

Nachtrag zu Dispargum.

Herr Professor Dr. Vogt hatte die Güte, die von Dr. Pla
angeführten Quellen zu prüfen; es ergab sich ihm, dass a
diesen Beweise für die Ausdehnung des Thüringerreich

; nach Duisburg a. d. Ruhr nicht erbracht werden können,
ss die Plath'sche Meinung aber sehr geeignet ist, Verwirrung
die Vorstellungen von der ältesten Geschichte der Franken
bringen, die eben durch die Forschungen Arnolds einiger-
ıssen zu festeren Ergebnissen gelangte.

Es handelt sich besonders um die Stellung der Chatten.
ın sind diese unzweifelhaft um 400 n. Chr. Verbündete der
npsivarier und Brukterer im Kampfe gegen die Römer unter
bogast; im 5. Jahrh. ersteht den Chatten und Ripuariern
) heissen jetzt die Ampsivarier und Brukterer) ein höchst
fährlicher gemeinsamer Feind in den Alamannen, wie das
nold, den Plath gar nicht berücksichtigt, aus den nassau-
hen und rheinischen Ortsnamen unwiderleglich dargethan
t. Der Sieg ward errungen durch die enge Verbindung der
ıatten und Ripuarier und die mächtige Unterstützung der
lischen Franken unter Chlodovech. Dass die Chatten an
ssem Kampfe sich wacker beteiligt haben müssen, folgt
raus, dass das den Alamannen abgenommene Land am Main
s Nürnberg und Rastatt hinauf hauptsächlich von chattischen
ısiedlern besetzt wurde, was Arnold wiederum aus den Orts-
men bewiesen hat. Der Preis für die Hülfe der salischen Franken
ır aber die Anerkennung der Oberhoheit. Die Chatten waren
tdem ein Teil des fränkischen Reiches und von dann ab
st grenzte dieses an Thüringen.

Im Rahmen dieser geschichtlichen Situation bleibt gar
in Platz für den Zug Chlojos nach Thüringen. Chlojos
ätigkeit musste nach einer ganz andern Richtung sich
nden: gegen die Römer an der Seine. Dabei hat er das
biet der Tongri durchquert (Tongriam transmeasse), und
rt hat er auch Dispargum castrum in termino Tongriorum
baut. Aus Tongria ist der Feder Gregor oder schon seiner
ıelle das bekanntere Thoringia geworden. So ist nach Vogts
rgfältiger Prüfung alles in Ordnung.

Antworten.

Zu Frage 15 sei noch mitgeteilt, dass in den zwanzige[n] Jahren dieses Jahrhunderts in Wassenberg (Kreis Heinsberg) ein katholischer Pfarrer *Freibeuter*, gebürtig aus Holzweile[r] (Kreis Erkelenz), angestellt war.

Bankdir. C. Br. in H.

Fragen.

Nr. 18. Der Gerichtsscheffe Löher aus Rheinbach veröffentlichte ein Buch über die Thaten des Hexenrichters Franz Bui[r]mann aus Euskirchen. Wie lautet der genaue Titel desselbe[n] und wann und wo ist es erschienen?

Kl.

Nachtrag zu Frage 17.

Der Unterzeichnete setzt einen Ehrenpreis von *50 Mar[k]* aus für die *erste urkundliche Nachricht über einen deutsche[n] Zeugdrucker des Mittelalters.* Ferner 25 *Mark* für eine scho[n] publizierte bezw. deren Nachweis. Für *mehrere* diesbezüglich[e] Urkunden ausserdem ein geb. Exemplar seines Werkes ‚Di[e] Zeugdrucke der byzantin., roman., goth. und spätern Kuns[t]epoche'. (75 M.).

R. Forrer, Strassburg im E.

Berichtigung.

S. 295 Z. 13 v. u. lies: in den *Wäldern.*

Redaktion: A. Minjon, Trier, Windstrasse 32; für d. archaeolog. T[eil] (Kunst u. Altert.): C. Koenen, Bonn a. Rh. **Verlag v. P. Hanstein in Bon[n]**